

Harry Glück



Harry Glück

Schriften zur Architektur für Menschen



Foto: Hertha Hurnaus

HARRY GLÜCK (1925 - 2016)
SCHRIFTEN & REDEN
HERAUSGEGEBEN
IM AUFTRAG SEINER FRAU
TRIXI BECKER - GLÜCK
VON
GERHARD HABARTA

ANMERKUNG DES HERAUSGEBERS

Dipl.-Ing. und Dr. techn. Harry Glück publizierte seine Thesen und Theorien, seine Baugesinnung, seine praktischen Erfahrungen und Erkenntnisse über mehr als 40 Jahre. Und er baute seine Architektur für Menschen mehr als 50 Jahre.

18.000 Wohnungen beweisen, dass seine Architektur-Philosophie Realität ist.

Die immer wieder erfasste Meinung und Stellungnahme der Bewohner zur Wohnzufriedenheit, beweisen deren Richtigkeit, die ein Jurymitglied bei der Ablehnung einer Auszeichnung für den Architekten so formulierte: *„Diese Wohnbauten seien nichts anderes als die Erfüllung dessen, was sich die Leute wünschten - und das sei doch keineswegs Architektur.“*

Glück erklärt in seinen Texten, was Architektur für Menschen ist, anderes als Beschmückung und augenfälliger Firlefanz. Und ohne zu ermüden, wiederholte er das Mantra seiner Baugesinnung. In der Zusammenfassung seiner Texte mag das auffällig sein, aber die Wiederholung seiner Grundsätze war und ist notwendig, weil sie, so einfach er sie auch formuliert, immer noch nicht von Architekten und Politiker, Bauherrn und Planern verstanden und nachvollzogen wird.

Ganz bewusst wurde die Schreibweise und Orthographie der Originalmanuskripte belassen, die über einen Zeitraum von mehreren Jahrzehnten verfasst wurden.

Diese Texte in ihrer Klarheit, die in seiner Dissertation zur Gebrauchsanweisung für den Nachvollzug vereinigt sind, müssen künftigen, unvoreingenommenen mit der Wohnbau-Architektur Befassten, zur Verfügung stehen.

Prof. Gerhard Habarta
Herausgeber

INHALT

1. WIR BRAUCHEN EINE GRÜNE STADT



Humanethnologische Grundlagen
Abstandsgrün und Alleebäume sind kein Biotop
Das Recht auf eine grüne Stadt Kurzfassung
Das Recht auf eine grüne Stadt

2. KONZEPT EINER GRÜNEN STADT



Wohnen in der verkehrsfreien Biotop-Stadt
Kriterien einer grünen Stadt
Die grüne Stadt: Realistische Vision
Die Sehnsucht nach einer „grünen Stadt“

3. ZU STADTPLANUNG UND ARCHITEKTUR



Städtebau und Gesellschaft

Architektur als Ausdruck gesellschaftlicher Kultur
Anmerkungen zur Stadtplanung und Architektur
Städtebau und Gesellschaft
Was haben Wirtschaftlichkeit, Wissenschaft und
Technologie mit Architektur zu tun?
Urbane Wohnformen in der Stadt der Zukunft
Das Haus der Zukunft: Interview

4. ARCHITEKTUR MUSS DEM MENSCHEN DIENEN



Anmerkungen zu Stadtplanung und Architektur
Der Fluch des Hippodamus oder Wir brauchen eine
grüne Stadt
Der Mensch das Maß aller Dinge
Die großen Städte müssen kleiner werden - und
grüner
Konzept Rede für Antwerpen
Frankfurt Vortrag 2.2.2016
Diskussion Neuer Gemeinde Bau
Vollwertiges Wohnen und vollwertige
Stadterneuerung
Grüne Städte ~ Die Aufgabe
Studie durchgrünte Stadt
Interview Dr. Reinhard Seiss mit HG
Denkbare Zusammenhänge zwischen Stadtplanung
und Kriminalität
Was kostet eine grüne Stadt

5. EVOLUTION UND ARBEITSTEILIGE ZIVILISATION



Die Evolution und wir
Evolution und Städtebau
Evolution und Kunst

6. DIE DISSERTATION



Dissertation

7. REAKTIONEN



Die verlorene Wette: Profil 1976
Das Gesiba-Debakel und die Folgen: Profil, Peter
M. Lingens Architektur muss dem Menschen dienen
~ Alterlaa und die Stadt als Heimat

8. BIOGRAPHIE



Glücklich wohnen - Interview 80
Harry Glück wird 90: Zauberformel zum Glück -
Interview

Nachruf
Nachruf 2



1. WIR BRAUCHEN EINE GRÜNE STADT



Humanethologische Grundlagen

1.

Nur in grünen fruchtbaren Landstrichen war menschliches Leben in unserer Frühzeit möglich.

Die Entstehung und die Frühgeschichte des Menschen vollzog sich - wie heute durch genügend Funde belegt ist - in der Savanne Afrikas. Dieser Lebensraum ist durch Baumgruppen charakterisiert, zwischen denen sich Grasflächen mit Büschen befinden. An Pflanzen und Tieren ist dieses Gebiet reich.

Es gibt eine Reihe von Indizien dafür, dass sich in den über zwei Millionen Jahren, da unsere Vorfahren dort als Jäger und Sammler lebten, eine im Erbgut fixierte Präferenz für Gegenden mit solchen Eigenschaften bildete.

Soweit sich der heutige Mensch auch von seinen Tiervorfahren wegentwickelt hat, im Ansprechen auf Schlüsselreize zeigt sich doch immer noch die deutliche Verwandtschaft. Darauf jedenfalls führen wir zurück, dass man in Großstadtwohnungen so häufig auf Pflanzendekor stößt. Ranken, Blätter und Blumen zieren sowohl Tapeten

wie auch Vorhänge und Teppiche, Lampenschirme, Geschirr und Möbel - und das keineswegs bloß in unserer Kultur, sondern ebenso auch in Japan, China oder auf Bali. Hier zeigt sich eine Appetenz, ein uns endogen erzeugtes Bedürfnis.

Wo immer der Mensch sich in Wohnungen zurückzieht, schafft er sich dort eine Ersatznatur - schafft sich also selbst „Attrappen“, die ihm ähnlich positive Empfindungen vermitteln wie der echte Schlüsselreiz. Hier kommt ein tiefempfundener Drang, den man nur eben als ökologische Prägung deuten kann, zum Ausdruck. Die Phytophilie des Menschen zeigt eine angeborene Präferenz für einen bestimmten Landschaftstyp an - sie ist gleichsam ein Wegweiser zu dem für uns zweckmäßigen Biotop. (Irenäus Eibl-Eibesfeldt und Hans Hass)

Naturkontakt und Naturnähe in der Form der Villa, des Einfamilienhauses in einem Gartenvorort, des innerstädtischen Penthouse mit Dachgarten - oder aber des regelmäßigen Jagdausflugs, des Zweitwohnsitzes auf dem Lande, einer ausgebauten Mühle oder eines Bauernhofes als Wochenendsitz im Grünen. Oder auch die Mitgliedschaft im Golfklub, mit Schwimmbad und Tennisplätzen. Dazu kommt ein sich allwöchentlich wiederholendes Phänomen mit oft genug mörderischen Folgen: die „Blechlawine“, die sich zu jedem Wochenende ins sogenannte ‚Grüne‘ ergießt. Weder der Stau des Rückflutverkehrs noch die Unfallstatistiken in den Montagszeitungen können die Menschen davon abhalten, ihre Wohnstätten zu fliehen. (Harry Glück)

Die großen Hotelketten wie Hilton oder Inter-Continental, die ihren schnellreisenden Gästen für die kurze Aufenthaltsdauer Wohngefühl vermitteln wollen, beachten die biologischen Konditionen ganz genau. Sie siedeln sich grundsätzlich neben innerstädtischen Parkanlagen an.

2.

Zugang zum Wasser - Der Mensch der Frühzeit konnte Wasser nicht transportieren. Er musste in der Nähe des Wassers leben. Am Wasser, das regelmäßig aufgesucht wird, schwindet das Misstrauen gegen den Fremden - denn auch dieses ist uns angeboren - durch schrittweises Kennenlernen. So wird das Wasser zur „bandstiftenden Situation“.

Unsere Vorfahren hielten sich vor allem an Plätze, wo es fließendes Gewässer gab. Wanderten sie in andere Gebiete weiter, dann zeigte ihnen Pflanzenwuchs, Tierreichtum und Wasser die für sie günstigsten Lebensräume an.

Doch der Mensch musste in der Nähe des Wassers leben, denn nur dort gab es Vegetation - Wasser wurde erst spät, vor etwa 6.000 - 8.000 Jahren transportierbar.

Wo immer es sich der Mensch leisten konnte, siedelte er sich in der Nähe von trinkbaren Gewässern an. Das Rauschen des Flusses, das Rieseln des Baches und der Quelle sind für uns empfindungsmäßig „positiv getönt“. In der Umgebung von Schlössern und den Parks von Wohlhabenden - also im Rahmen von Luxusstrukturen von Menschen, welche sich die Befriedigung ihrer instinktiven Bedürfnisse leisten konnten - finden wir so gut wie immer künstlich angelegte Teiche und „Wasserspiele“, die Aug und Ohr erfreuen. (Freisitzer und Glück 1979)

Im Dorf wurden der Brunnen und der Bach, wo die Wäsche gewaschen wird, zum Treffpunkt der Frauen. All dies weist darauf hin, dass bei Wohnanlagen Teiche, Springbrunnen und ähnliches - selbst in bescheidenem Ausmaß - zur „heimeligen Atmosphäre“ der Umwelt beitragen und

deshalb als annehmlichkeitsfördernd empfunden werden. (Irenäus Eibl-Eibesfeldt und Hans Hass).

Haben die Reichen und die Mächtigen ans Wasser gebaut, künstliche Teiche, Springbrunnen und Wasserspiele in ihren Gärten angelegt, so ist das Dach der ideale Platz für ein Schwimmbecken. 8x25m große Becken erwiesen sich als für 200 und mehr Familien ausreichend. Luxus? Ist es wirklich ein Luxus, dem Menschen täglich Zugang zum Wasser zu ermöglichen, zum Schwimmen als Ausgleich eines bewegungsarmen Berufes? Erkrankungen, der Gelenke, der Bandscheiben und des Stützapparats, Schwäche und Verkrampfung vor allem der Rückenmuskulatur sind typische Leiden des Großstädtlers. Regelmäßiges Schwimmen ist die erste Empfehlung aus ärztlicher Sicht. Zudem kann Schwimmen bis ins hohe Alter ausgeübt werden. Und vergessen wir nicht die psychische Bedeutung des Eintauchens in ein Element, das dem Menschen vom ersten Schlag seines Herzens anvertraut ist und ihm die mit der Geburt verlorene Schwerelosigkeit wiederzugeben vermag.

Der Mensch ist als Erbe seiner Ahnen ein soziales Wesen. Die Gemeinschaft war einst eine existenzielle Notwendigkeit. Dieses Erbe wirkt in uns als ein seelisches Bedürfnis nach Geselligkeit, nach Nicht-Vereinsamung, Der Einzelgänger ist ein Außenseiter. Ebenso angeboren wie das Bedürfnis nach Geselligkeit ist dem Menschen das Misstrauen gegen den Fremden. Dieses Misstrauen ist offenbar die Vorsicht unserer tierischen und menschlichen Ahnen, Damit Geselligkeit, Kommunikation, Kontakt unter den Menschen entstehen, muss das Misstrauen abgebaut werden, durch schrittweises Kennenlernen, durch ‚Beschnuppern‘.

Das Schwimmbad auf dem Dach, das, wie die Soziologen feststellten, von mindestens 80 Prozent regelmäßig und vom Rest gelegentlich, insgesamt also von 98 bis 100 Prozent aufgesucht wird, ist eine „bandstiftende Situation“. Gegenseitiges Kennenlernen kann nicht ausbleiben. (Harry Glück)

Untersuchungen über die Rentabilität von Schwimmbädern in Großhotels haben ergeben, dass das Hotel mit Schwimmbad auch bei geringfügig höherem Zimmerpreis dem ohne Bad vorgezogen wird. Auch dann, wenn nur etwa 50% der Hotelgäste das Schwimmbad tatsächlich nutzen können.

3.

Aussicht - In der Nähe des Wassers gab es jagdbares Wild, aber auch Raubtiere, und manchmal verwandelte sich das Wasser in einen reißenden Strom. Daher suchte der Mensch erhöhte Punkte, von denen aus er seine Umwelt beobachten konnte.

Das Bedürfnis nach freiem Ausblick zeigt sich bei Naturvölkern, wenn vor dem Hauseingang Büsche und Bäume entfernt werden. Wo die Gefahr einer Überraschung durch große Raubtiere oder feindliche Mitmenschen besteht, wird das gesamte Vorfeld von Sträuchern und Bäumen befreit. Und wo das Gelände und das Klima es erlauben, werden die Siedlungen auf Bergrücken, Felsen oder Hängen angelegt. Dass auch diese Tendenz noch heute in unserem Wohnverhalten nachweisbar ist, zeigt sich deutlich darin, dass Hanggrundstücke besonders geschätzt sind und höher bezahlt werden. Sie steigern unsere „Wohnqualität“ -

ebenso wie Türme und Dachterrassen, die uns die „Aussicht“ auf ein weiteres Umfeld gestatten. Ganz sicher spielt auch eine Rolle, dass jeder Ausblick am Geschehen im Umfeld teilnehmen lässt und damit unsere Neugier befriedigt, unsere Phantasie anregt. Aber die uns angeborene Sicherheitsmotivation hat hier bestimmt ebenfalls einen entscheidenden Einfluss.

Dazu kam im Laufe der menschlichen Geschichte noch als weiterer Feind der Mitmensch hinzu - ein weit gefährlicherer Gegner als das Raubtier. Beides führte in stammesgeschichtlicher Anpassung zu einem uns angeborenen Bedürfnis nach Sicherheit, das sich unter anderem im instinktiven Streben nach Deckung und nach freiem Ausblick äußert. (Irenäus Eibl-Eibesfeldt und Hans Hass)

Wohnen mit Aussicht das Penthouse, der ausgebaute Dachboden, die Terrassenwohnung, die Villa in Aussichtslage, zumindest ein attraktives Gegenüber.

Es besteht kein Zweifel, dass ein sehr großer Teil Menschen hoch wohnen möchte. Die Vergabe der Wohnungen eines neuen Hauses geht - praktisch ohne Ausnahme - von oben nach unten vor sich.

Es hat sich als nötig erwiesen, die unteren Geschosse möglichst mit besonderen Vorteilen auszustatten. Unsere frühen Ahnen suchten, soweit sie in Höhlen lebten, diese in - sicherer - Höhe: sicher vor menschlichen und tierischen Feinden, mit Aussicht, um solche rechtzeitig zu erkennen, und geschützt vor Überschwemmungen. (Harry Glück)

Die Betriebsrestaurants für leitende Angestellte von US-Konzernen befinden sich fast immer im obersten Stockwerk mit Aussicht auf die Skyline. Und das Büro mit Fenstern in

zwei Richtungen ist ein Prestigesymbol für leitende Manager.

4.

Revieridentifikation - denn ohne ein vertrautes und dadurch sicheres Territorium konnte die Gruppe nicht Überleben

Territorialität ist ein Grundzug der Primaten. Beim Menschen sind die Reviere hierarchisch strukturiert.

Es gibt klar umgrenzte Privatbezirke des einzelnen, sodann Familienreviere und Gruppenterritorien.

Jeder dieser Bereiche hat mehr oder minder klar definierte Grenzen, die von den Angehörigen der Gruppe deutlich empfunden werden.

Familien bilden bei allen Völkern natürliche Einheiten innerhalb der größeren Gemeinschaft. Die Buschleute errichten für die Zeit, da sie nicht umherziehen, Familienhütten, in denen die Ehepartner mit ihren kleinen Kindern leben. Die Hütten unverheirateter erwachsener Kinder, der Großeltern und anderer naher Verwandter liegen in der unmittelbaren Nachbarschaft, jedoch werden die Eingänge so angeordnet, dass man von einer Hütte in die andere sieht. Bei den Waika-Indianern lebt die Dorfgemeinschaft in einem nach außen hin geschlossenen Rundbau, der einen Platz umschließt. Unter dem ringsum verlaufenden, nach innen vorstehenden Pultdach lebt die Gemeinschaft um den freien Platz, irgendwelche Wände gibt es hier nicht, Jeder kann den anderen sehen. Aber auch hier hat jede Familie ihren eigenen Abschnitt, ihr deutlich

abgegrenztes Territorium in dem ausgeruht, gekocht und gegessen wird, in dem man Freunde willkommen heißt. Wir kennen keine Ausnahme von der familiären Grundstruktur. Selbst der Kibbuz konnte sie nicht gänzlich überwinden [Spiro 1917]

Der Wunsch nach einem eigenen Raum, nach einer eigenen Ecke, in die man sich zurückziehen kann, ist im Verhalten aller Naturvölker und ebenso bei uns deutlich ausgeprägt. Schon solche kleinen Privatbezirke werden vehement angestrebt und auch verteidigt. In der Massengesellschaft haben soziologische Erhebungen gezeigt, dass die Anfälligkeit für Jugendkriminalität nicht nur durch schlechte Familienverhältnisse, sondern auch durch Nichtbesitz eines eignen Zimmers, einer eigenen Privatspähe deutlich erhöht wird. [Uwe Meier 1983]. (Irenäus Eibl-Eibesfeld und Hans Hass)

Der Mensch benötigte einprägsame Merkmale in der Landschaft zur Orientierung, um vor der Dunkelheit von der Jagd, vom Sammeln in den Schutz der Horde zurückzufinden. Er benötigte ein Revier, denn er war in seiner Frühzeit weder als Sammler, Jäger, Viehzüchter oder Ackerbau sehr leistungsfähig. War sein Revier zu klein oder wurde es ihm streitig gemacht, drohte ihm der Hunger. (Harry Glück)

5.

Nur in der Gruppe konnte der Mensch der Frühzeit überleben, - daher verlangte es uns nach sozialen Kontakten, bedürfen wir der Geselligkeit - wir strafen mit Einzelhaft.

Der Mensch ist keineswegs beliebig formbar. Seine Reaktionen fügen sich deshalb nur beschränkt in die Konzepte rationeller Organisation. Um sein Wohlbefinden zu sichern – und damit das Wohlbefinden der Gemeinschaft –, kommt es nicht nur auf Hygiene, Sicherheit und Bildung an. Nicht minder wichtig – wenn nicht noch wichtiger – sind Maßnahmen und Strukturbildungen, die den angeborenen sozialen Bedürfnissen entgegenkommen. Und zu diesen gehören vorrangig die Bandbildung zum Mitmenschen, also Einrichtungen, die kommunikative Anreize bieten, sowie eine kreative Freizeitgestaltung, welche die persönliche Entwicklung fördert. Der Mensch will jedoch nicht nur als Individuum und Familie etwas darstellen, er hat auch das deutliche Bedürfnis, einer größeren Gruppe anzugehören, die etwas darstellt. Diese größere Gruppe war ursprünglich der Sippenverband, später das Dorf, die Gemeinde.

Sitte und Brauchtum vereinigen Menschen zu größeren Gemeinschaften. Feste und Zeremonien sind gleichsam Kitt, der Individuen und Familien enger miteinander verbindet. Musik, Tanz, gemeinsames Essen, Trinken und Beten sind Mittel der Stimmungsübertragung, durch welche die uns angeborene Fremdenangst überwunden und Misstrauen abgebaut wird. Durch Verschiedenheit in der Kleidung und sprachliche Dialekte profilieren sich einzelne Gruppen. Bei den Buschleuten kann man verschiedene „Völker“ am Zuschnitt der Frauenschürzchen und an der Form der Pfeilspitzen erkennen.

In der anonymen Massengesellschaft geht davon viel verloren. Hier vermischen sich die verschiedensten Strömungen und Wertungen. Wirtschaftliche und politische Interessen werden zum formenden Faktor. Die überall zu erkennende Tendenz zur Klub- und Vereinsbildung zeigt das deutlich. Die Größe der Lokalgruppen oder Dorfgemeinschaften wechselt bei Naturvölkern zwischen 10

und 40 Familien. In warmen, klimatisch günstigen Zonen spielen sich die täglichen Aktivitäten und damit auch die sozialen Kontakte vor allem vor den Hütten ab, die meist um einen freien Platz angeordnet sind. Hier werden auch Feste abgehalten, sakrale Rituale zelebriert, Gäste empfangen und bewirtet. So wird dieser Platz zu einem Forum der Begegnung.

In den Bergen Neuguineas, wo Regenfälle, Hitze oder Insekten den Aufenthalt im Freien behindern, finden wir neben den Familienhäusern auch Gemeinschaftshäuser. (Irenäus Eibl-Eibesfeldt und Hans Hass)

Wir erkennen, dass die Bedürfnisse nach Revier und Identifikation – die auch immer als Bedürfnisse nach Besitz und Sicherheit angesehen werden müssen – in engem Zusammenhang mit dem Verlangen nach Geselligkeit und sozialen Kontakten stehen. „Bekanntenkreis“ und „gute Nachbarn“ sind genauso wichtig für die Wahl eines Wohnortes wie sachliche Notwendigkeiten, also die Schule für die Kinder oder die Verkehrssituation. Das ist ganz natürlich: Unsere Vorfahren konnten nur in der Gruppe überleben. Wenn wir uns bewusst machen, welchen Schwierigkeiten sich auch heute noch ein „Außenseiter“ aussetzt, wird klar, dass auch in unserer Frühzeit nur das sozialer Anpassung fähige Individuum in einer solchen Gruppe Aufnahme fand – finden konnte. Diese Fähigkeit zu sozialem Verhalten ist in uns auch als Bedürfnis lebendig, so wie alle Fähigkeiten gleich physikalischen Kräften nach zwei Seiten wirken als Fähigkeiten und als Bedürfnisse. Daraus erklärt sich der starke Zusammenhalt sozialer Gruppen oder bei wachsender Population, sozialer Schichten. Dieser Zusammenhalt erreicht nach Konrad Lorenz die Intensität des Zusammenhalts ethnischer Gruppen – was die sozialen Gruppen ursprünglich und dem Wesen nach waren.

Das Bedürfnis nach Geselligkeit, verbunden mit den Bedürfnissen nach Revierzugehörigkeit und Identifikation, bedarf zu seiner Befriedigung der Bekanntheit, zumindest aber der Vertrautheit mit charakteristischen Verhaltensweisen persönlich nicht bekannter Gruppenmitglieder. Denn es gibt einen Antagonisten: das Misstrauen gegen den Fremden. Bekanntheit, Vertrautheit, Geselligkeit und Identifikation entstehen erst nach dem Abbau des Misstrauens. Daraus entsteht erst der Wirkungsmechanismus von Vereinen, Logen, Bruderschaften: Dem Genossen wird ein Vertrauensvorschuss gewährt. Es gibt noch anderes, welches das angeborene menschliche Bedürfnis nach Geselligkeit deutlich zeigt: Begriffe wie Vereinsamung, Einzelgänger, Einsiedler sind negativ besetzt. Einzelhaft ist eine Strafverschärfung. Der Eremit genoss ehrfürchtige Bewunderung, weil er freiwillig ertrug, was allen anderen unerträglich erschien, nämlich allein zu sein. (Harry Glück)

6.

Spiel und Kreativität - im Spiel lernen und erfinden wir. Tiere spielen, sind „neugierig“ nur in der Jugendphase – der Mensch bis zum Greisenalter. Manche Menschen dürfen in ihrem Beruf „spielen“ – für die meisten Menschen gibt es diese Möglichkeit in unseren arbeitsteiligen Produktionsweisen aber nicht. Es müssen daher spielerische und kreative Aktivitäten möglich sein in der Wohnumwelt.

Eine Buschmannfrau braucht nur zwei bis drei Stunden am Tage zu sammeln, um die für die Familie benötigte Nahrung aufzubringen, und die Männer brauchen nicht täglich auf Jagd zu ziehen. Man sieht die Dorfbewohner viele Stunden

am Tag in kleinen Gruppen bei ihren Hütten oder unter dem Schattenbaum sitzen: Man ergeht sich in kleinen handwerklichen Verrichtungen, näht einen Lederbeutel, schäftet Pfeilspitzen und plaudert dabei. Oder man diskutiert, lässt das Rauchrohr kreisen und spielt mit den Kindern. Auch Musikinstrumente haben die Buschleute entwickelt - den Spielbogen und den Dongo. Ganz erstaunlich ist die Vielzahl der hier ausgeübten Spiele (Sbrzesny, 1976). Langeweile kann man bei diesen ursprünglichen Völkern nirgends beobachten. Sie wissen stets mit ihrer Freizeit etwas anzufangen, sind Meister im Erzählen und in der Pflege freundlichen Umgangs. Jung und Alt erfreuen sich an mannigfachen Regel-, Bewegungs- und Tanzspielen. Muße ist demnach sicherlich nicht erst eine Erfindung der Neuzeit. Sie stand am Anfang der Entwicklung und ging wohl erst sekundär mit dem Aufkommen effizienter Wirtschaftsformen verloren. Die bäuerliche Gesellschaft der Vergangenheit hatte noch zwischen Anbau und Ernte sowie im Winter Zeiten der Muße und wusste diese ebenfalls sinnvoll zu gestalten. Ein Instrument zu spielen, zu singen und Feste zu feiern, war keineswegs nur Sache von Experten. Sehr viele beherrschten künstlerische Fertigkeiten, man fand sich zu Spielen und erzählte sich Geschichten. Man kann sagen, dass angeborene ‚Bedürfnisse‘ die Zielrichtung vieler unserer Handlungen sehr deutlich beeinflussen.

Auch der Mensch kann Triebe, denen er nicht entsprechen kann, über ‚Ersatzhandlungen‘ abreagieren, etwa aggressive Gestimmtheit durch Sport - oder indem wir uns in Aufgaben verbeißen, Probleme attackieren, Hindernisse überwinden. Wir wissen aus der Verhaltensforschung, der Psychoanalyse und der einfachen Beobachtung des täglichen Lebens, dass solche Appetenzen, wenn sich kein geeigneter Auslösereiz findet, der eine zielgerichtete Befriedigung zulässt, überspringen. Das reicht von der

Sublimierung des Erotischen ins Schöpferische bis zu zerstörerischen Abläufen, wenn aus unbefriedigtem Bewegungstrieb und Identifikationsbedürfnis Aggression wird als nationaler oder Gruppenchauvinismus, oder wenn persönliche Frustration, weil in einem monotonen Broterwerb das Neugierverhalten unterdrückt, dem Bewegungstrieb kein Spielraum gegeben wird, in Aggression gegen das nächste erreichbare schwächere Individuum oder in Vandalismus umschlägt. Diese Abläufe lassen sich bei Tieren ebenso wie beim Menschen beobachten. (Irenäus Eibl-Eibesfeldt und Hans Hass)

Die vielleicht wichtigste Voraussetzung für den Erfolg des Menschen als Art ist unser „Neugierverhalten“. Dieses „Neugierverhalten“ treibt uns lebenslänglich. Tiere spielen und lernen - mit wenigen Ausnahmen, wie dem Hund, unserem Gefährten seit Jahrtausenden - nur bis zur Geschlechtsreife dann sind Tiere fertig. Automaten ihrer Instinkte.

Möglichkeit zu Spiel und Bewegung, im gesicherten und identifizierbaren Revier, vielleicht auch mit der Gelegenheit zu Erlebnissen - unsere Vorfahren lebten ja ziemlich aufregend. Die Fähigkeit, all diese Abenteuer zu bestehen, muss wohl in uns noch als „Erlebnishunger“ lebendig sein. Diesen Hunger befriedigten, als die Zeiten ruhiger wurden, die Geschichtenerzähler und fahrenden Sänger - und der Erfolg des Fernsehens hat sicher die gleiche Ursache, soweit es nicht für allzu viele auch der Ersatz für die verlorene Geselligkeit sein muss. Der Individualverkehr hat die Straße als Lebensraum als Spiel und Aufenthaltsmöglichkeit für die weniger mobilen Teile der Bevölkerung, die Kinder und die Alten, zerstört. Weder im öffentlichen noch im privaten Bereich - in den Höfen - finden sich ausreichend Grünraum und Freizeiteinrichtungen. Was für Kinder und Alte unerreichbar

ist, finden Halbwüchsige und Erwachsene mit Hilfe von Motorrad und Auto außerhalb - in der Regel erst am Stadtrand. (Harry Glück)

„Die Sportpflege muss jedem Stadtbewohner zugänglich sein. Der Sport muss zu Füßen des Hauses selbst vor sich gehen: man kommt heim, wirft Mütze, Hut Jacke ab, geht hinunter und spielt. Man spielt, um zu atmen, um sich Muskeln zu schaffen und sie geschmeidig zu machen, Männer, Frauen, Kinder, alle. Eine Trambahn nehmen, einen Autobus, eine Untergrundbahn und mit einem Kofferchen in der Hand kilometerweit fahren? Nein, unter solchen Bedingungen ist kein Sport möglich.“ (Le Corbusier, 1925)

Anmerkung: Der Text entstand 1987 für die Ausstellung 'Wohnen in Wien' der Europalia in Antwerpen und danach auf Wunsch der Landesregierung von NRW in Düsseldorf. Das Katalogbuch erschien in Deutsch, Flämisch und Französisch.

Abstandsgrün und Alleebäume sind kein Biotop

oder

Wir holen die Natur in die Stadt zurück

In den letzten 3,4 Jahrtausenden hat sich die Art Mensch zum größten Teil in Städten zusammengefunden, wo eine arbeitsteilige Gesellschaftsform eine Entwicklung der Technologien ermöglicht haben, die in den Jahrmillionen der Entwicklung des Lebens auf der Erde noch nicht existierten. In diesen Jahrmillionen der Evolution lebte der Mensch und seine Vorfahren ausschließlich in Anpassung an die vorhandene Natur, was nicht nur Gräser und Bäume bedeutet, sondern auch alle Fähigkeiten und Lebensformen, die dieser Umwelt angepasst sind.

In diesen letzten Jahrtausenden entwickelte der Mensch Technologien und die Gabe der Vermittlung von Wissen, was dazu geführt hat, dass wir viele Phänomene der Evolution und ihrer zufälligen Entwicklung bloß durch Mutationen, sondern auch durch willkürliche geplante Eingriffe veränderten, und der Mensch Städte schuf, deren immer noch wachsende Dimensionen möglicher Weise mit den „natürlichen“ Vorgängen der Evolution nicht mehr übereinstimmen. Wohin dies führt, wissen wir nicht, ebenso, wie wir die erstmalig in der Geschichte des Lebens auftretende Bereitschaft zur Aggression innerhalb der Art,

offenbar nicht zu beherrschen in der Lage sind. Die durch das Wirken der Evolution entstandenen psychischen Bedingnisse in uns sind aber weiterhin wirksam. Wir haben die immer größer werdende Städte gebaut und bewohnt, doch alle diejenigen, die sich durch Besitz oder Macht Privilegien geschafft haben, schaffen für sich „Biotope“, also Umweltbedingungen, die dem von der Evolution in uns entwickelten Bedingnissen entsprechen. Diejenigen, die die Großzahl die sich diese Privilegien nicht verschaffen konnten, nützen jede ihnen gewährte Freizeit, oder Urlaubszeit, dazu, sich in Situationen zu begeben, die dem Erbe der Evolution entsprechen.

Dies bedeutet, dass wir die von der Stadt vertriebene Natur zurückholen müssen, und zwar in einer Weise, die die verlorenen Bedingnisse und Fähigkeiten zumindest substituiert.

Diese Fähigkeit zur Substitution ist allerdings begrenzt: Ein Indiz hierfür könnte sein, dass der „französische“ Garten wohl die Befriedigung der Herrschaft über die Natur vermittelt, nicht jedoch die Anmutung des „englischen“ Parks, der nach allem was wir wissen, in Annäherung jener Landschaft entspricht, in der der frühe Mensch sich das erste mal aufrichtete.

In die Praxis des Städtebaus übersetzt bedeutet dies, dass die Grünräume, die wir schaffen, nach Möglichkeit so gestaltet werden müssen, dass sie an diese Landschaft unserer Frühzeit erinnert. Bei allen ökonomischen Rücksichten können, wenn wir den psychischen Appell der Natur erlangen wollen, Mindestdimensionen- die sicherlich auch von Klima und sonstigen Bedingungen abhängig sind - „grün“ werden.

Es ist möglich diese notwendigen Dimensionen auch inner-städtisch, auf frei werdenden Parzellen oder verlassenen Industrie-Grundstücken, - in unterschiedlicher Annäherung - zu erreichen.

Es gibt durch planerische Phantasie erreichbare Methoden. Eine, in fast jedem Fall anwendbare besteht darin, Baukörper kompakt zu gestalten. Das bedeutet, dass durchaus zufriedenstellende Grundrisse sich mit „Trakt-Tiefen“ von 20 und mehr Meter ausführen lassen, gegenüber in vielen Lehrbüchern empfohlenen 12-15 Metern, was vor allem durch die in den unbelichteten Bereich zu verlegende Wohn-Nebenflächen geschehen kann. Es mag dabei die unbebaut bleibende Fläche des Grundstücks rechnerisch durchaus gleich groß sein - aber aufgeteilt auf kleine, nicht zusammenhängende Flächen, die das Pflanzen großkroniger Bäume nicht ermöglichen, ohne die Belichtung und den Einsichtschutz zu beeinträchtigen. Ein weiteres Reservoir an großräumig bepflanzbaren Flächen stellen die überflüssigen und höchst unwirtschaftlichen, in Errichtung und Betrieb aufwendigen Erschließungsstraßen dar, die bei überlegt geplanten Wohnbauten sogar mit Vorteil durchaus auch über die Keller = Garagen ersetzt werden können, wenn von Vorhinein auf solche kommunizierenden Zufahrtssysteme Bedacht genommen wird. Auch hierfür gibt es eine ausreichende Anzahl ausgeführter und seit Jahrzehnten klaglos funktionierender Beispiele, die noch dazu einen hohen Grad an Behindertenfreundlichkeit und Barrierefreiheit ermöglichen.

Es liegt in der Hand der Stadtplaner, zumeist also auch der Behörden, von Vorhinein unwirtschaftlich zu erschließende Kleinteiligkeit zu vermeiden und gleichzeitig ein mit Bäumen bepflanztes, begrüntes und parkartiges Umfeld zu schaffen. Dieses Konzept hat sich von 200 Wohnungen aufwärts, bis zu 3.500 Wohnungen als

problemlos und von den Bewohnern akzeptiertes Konzept erwiesen. Es schafft zwar nicht die von vielen propagierte Auto-Freiheit, aber - in großem Maßstab - Verkehrs-Freiheit. Man sollte dabei nicht vergessen, dass die individuelle Mobilität eine Jahrhunderte alte Einschränkung des Lebens der Minderprivilegierten der Gesellschaft beseitigt, da das Verlassen des bäuerlichen Gehöfts von der Gnade des Grundbesitzers abhängig war.

Wesentlich für die Durchgrünung der Stadt ist, die Grünräume zusammenhängend zu gestalten. Dies erleichtert auch die Dimensionen zu finden, die für ein „Biotop“ nötig sind. Ziel für eine unseren in den Jahrtausenden der Evolution entstandenen psychischen Bedingnisse entsprechenden Stadt muss sein, die Stadt insgesamt in ein Biotop, das heißt ein sich selbst genügender Lebensraum zu schaffen. Es gibt erfolgreiche Beispiele, die nachweisen, dass auch unter den aus ökonomischen, logistischen, soziologischen Gründen erforderliche Kompaktheit zu erreichen - Kompaktheit der Bauten, ebenso wie der Grünräume. Gleichzeitig müssen die in den letzten Jahrzehnten drastisch gestiegenen Anforderungen an die Wohn- und Lebensqualität, die umfassend gesehen werden müssen, von den Planenden, das sind die Politiker, die Kaufleute, die technologischen Konsulenten ernstgenommen und erfüllt werden. Es genügt nicht, sich mit der Verkäuflichkeit von Wohnungen die dieses Ziel nicht erreichen - häufig gar nicht erreichen wollen - zu begnügen, bloß weil im Augenblick ein Verkäufer-Markt da ist, der die Menschen zwingt auch das Minderwertige, den skizzierten Zielen aber keineswegs entsprechende zu akzeptieren. Wohnbau und Stadtplanung sind Disziplinen, an die aus ökonomischen, aber auch humanen Gründen Nachhaltigkeit gefordert werden muss.

Das Recht auf eine grüne Stadt

Kurzfassung 2011

1. Städtebau und Wohnbau sind – und waren zu allen Zeiten – Ausdruck und Funktion der gesellschaftlichen Situation.
2. In den für uns überschaubaren Jahrtausenden hierarchischer Gesellschaftsordnungen war Wohnen als nicht nur von der existenziellen Notwendigkeit bestimmte, sondern selbstgestaltete Lebensumwelt nur einer Minderheit durch Besitz und/oder Macht Privilegierter möglich.
3. Das Wohnen dieser Privilegierten war in allen Epochen und allen Kulturkreisen durch übereinstimmende Kriterien gekennzeichnet. Eines der wichtigsten war – und ist – die unmittelbare Einbettung in Natur oder in eine naturnah gestaltete Form der Umwelt.
4. Andere Kriterien waren – und sind – die Nähe zu Wasser, freie und weite Aussicht, Zonen individueller Privatheit und differenzierter Grade der Öffentlichkeit, Optionen, die Körpererlebnis und gesundheitsdienliche Aktivitäten, soziale Kontakte, Geselligkeit und Spiel ermöglichen, sowie ein Mindestmaß an kreativer Mitgestaltung des individuellen Wohnbereichs.
5. Die Aufklärung am Ende des 18. Jahrhunderts stellte erstmals die bis dahin unbestrittenen hierarchischen Gesellschaftsformen in Frage. Dies führte im 19. Jahrhundert zunächst zur Teilnahme des Besitz- und